

Andrea De Carlo  
Das wilde Herz

ROMAN

Aus dem Italienischen von  
Petra Kaiser und Maja Pflug

Diogenes

Titel der 2014 bei Bompiani, Mailand,  
erschienenen Originalausgabe: ›Cuore primitivo‹  
Copyright © 2014 by Bompiani/RCS Libri S.p.A.  
Covermotiv: Illustration Moonji Publishing Co., Ltd., 2013  
Copyright © Moonji Publishing Co., Ltd.  
All rights reserved

Alle deutschen Rechte vorbehalten

Copyright © 2019

Diogenes Verlag AG Zürich

[www.diogenes.ch](http://www.diogenes.ch)

40/19/852/1

ISBN 978 3 257 30074 1

Dieser Roman ist ein Werk der Phantasie, einzige Ausnahme bilden einige Orte, öffentliche Persönlichkeiten oder Werke, die dazu dienen, einen Kontext herzustellen; die Romanfiguren und die Ereignisse hat der Autor frei erfunden. Jegliche Übereinstimmung mit real existierenden Namen, körperlichen und beruflichen Merkmalen ist daher rein zufällig.



CRAIG NOLAN, PHD

## Blog

6. Januar 2015

Liebe Freunde, Kollegen, Studenten, Leser, Fernsehzuschauer und Unbekannte aller Art,

in den letzten Monaten waren so viele verdrehte, abartige oder schlicht erlogene Versionen meines Sturzes durch das Dach im vergangenen Juli in Umlauf, dass ich glaube, einiges klarstellen zu müssen; die längst endgültig verfälschte Wahrheit lässt sich kaum noch rekonstruieren, aber ich will doch versuchen, wenigstens der Flut von unverschämten Behauptungen über mein Privatleben Einhalt zu gebieten.

Zuallererst: Natürlich wäre es mir nie eingefallen, während eines Sommergewitters mit Blitz und Donner und prasselndem Hagel auf den Ziegeln herumzuspazieren, wie einige behauptet haben (als hätten ihnen die dramatischen Elemente noch nicht gereicht). Ich bin erst am Morgen nach dem Gewitter aufs Dach gestiegen, als der Himmel strahlend blau war und die Sonne brannte. Zweitens: Die Idee, ich wäre hinaufgeklettert, um meine Frau mit diesem Theater emotional zu erpressen, ist so grotesk, dass ich mich nicht dazu herablassen würde, sie zu dementieren, wenn nicht so viele sie sofort geglaubt hätten. Wer dieses Gerücht verbreitet hat, hätte einen Preis für die größte Blödheit verdient, auch wenn er offensichtlich die Absicht verfolgte,

*mich* als Blödmann hinzustellen. Jedwede Meinungsverschiedenheit zwischen mir und Mara ist *nach* und nicht vor meinem Sturz entstanden. Ich bin aus reinen Vernunftgründen aufs Dach gestiegen, nämlich um festzustellen, wo genau der Regen am Vorabend während des schon erwähnten Gewitters ins Haus getropft war. Meine einzige Unvorsichtigkeit (wobei ich bezweifle, dass euch, liebe Freunde, Kollegen, Studenten, Leser, Fernsehzuschauer und Unbekannte aller Art, meine Unvorsichtigkeiten wirklich solche Sorgen bereiten) bestand darin, den Zustand der Ziegel, die schon von Anfang an recht brüchig und vom Wetter stark abgenutzt waren, außer Acht gelassen zu haben. Drittens: Die Verletzungen, die ich mir bei dem Sturz zugezogen habe, bestanden in Verstauchungen zweiten Grades am rechten Fußgelenk (Außenbandruptur des oberen Sprunggelenks) und am rechten Knie (Seitenbandverletzung) und einem Schleudertrauma im Halswirbelbereich (nach der QTF-Klassifizierung ebenfalls zweiten Grades), verursacht durch den Aufprall auf dem Fußboden: Nachdem ich stehend abgestürzt war, bin ich unten auf den Rücken gefallen und habe instinktiv den Kopf gehoben. Der Vollständigkeit halber muss ich auch noch ein paar Prellungen und Platzwunden am rechten Arm und mehrere unbedeutende Hautabschürfungen an beiden Unterarmen erwähnen. Die italienischen Krankenhausärzte haben mir eine Behandlung nach dem sogenannten PRICE-Protokoll verschrieben (*Protection, Rest, Ice, Compression and Elevation*, was ich sowieso alles schon selbst angewendet hatte), worauf nach meiner Rückkehr nach England ein Reha-Aufenthalt im Spire Cambridge Lea Hospital folgte. Heute sind die Ge-

lenke meines rechten Beins wieder zu fast neunzig Prozent funktionsfähig, versichern mir die Ärzte. Insgesamt war es also durchaus ein sehr unangenehmer Unfall, das kann ich nur bestätigen, er hatte aber ganz bestimmt kein »gebrochenes Rückgrat«, keine »zerschmetterten Beine« und keinen »an der Schulter fast abgerissenen Arm« zur Folge, wie einige von euch vorschnell in die Welt posaunt haben, natürlich ohne jede vorherige Überprüfung der Tatsachen.

Diesbezüglich möchte ich hier noch eine kleine Auswahl von Nachrichten anfügen, die mich via Twitter erreichten (der Kürze halber lasse ich im Ton ähnliche weg, die über andere soziale Netzwerke verbreitet wurden):

#craignolan stolzierte im sturm übers dach, wollte er eindruck schinden bei seiner #catwoman???

@craignolanphd ich drück dich auch wenn du mich bestimmt nicht zurückdrücken kannst, hihihhi

@craignolanphd schießanthropologe gelähmt endlich eine gute nachricht #thecannibalsaresafe

#crashednolan wird auch einarmig weiternerven OMFG

#crashednolan salonforscher gelähmt = großes geschenk für die anthropologie

Nach #stephenhawking wird uns nun auch #crashednolan aus dem rollstuhl mit pseudogenialen blödheiten bombardieren

@craignolanphd mit deinem kranken kangurugesicht, krier doch das nächste mal RT

hey @craignolanphd echt schade nur ein stockwerk statt zehn ROFL

@craignolanphd du wolltest wohl die einschaltquote deiner miesen tv-sendung erhöhen, stimmt's?

#crashednolan wer weiß ob er es wenigstens geschafft hat sein betrogenes frauchen zu rühren LOL

#craigthroughtheroof ich schwöre wenn er nach dem sturz noch mehr von seinen scheißbüchern verkauft wandere ich aus nach #australien

#craigthroughtheroof schade dass er nicht unter den trümmern des hauses begraben liegt #canhaveeverything

#craigthroughtheroof oder wie sich ein tv-akademiker nach kurzem höhenflug in eine lahme ente verwandelt

@craignolanphd hüpfte auf dem dach wie nett nun liegt er nach kurzem flug im bett LMAO

#craigthroughtheroof es gibt genug scheißbesserwiser die man gern abstürzen sähe aber das ist zumindest mal ein anfang #thankgodforthat

Welch wahrhaft wunderbare virtuelle Gemeinschaft, verbunden durch Nächstenliebe und die Liebe zum Akronym (und durch eine befreiende Missachtung aller Zwänge der Interpunktion). Ist es nicht beruhigend zu wissen, dass LOL im Ergänzungsband von 2011 offiziell ins *Oxford English Dictionary* aufgenommen wurde? Nein, im Ernst, ich finde es durchaus bemerkenswert, dass sich selbst brillante akademische Köpfe (ja, ich spreche von euch) wie selbstverständlich mit den unzulänglichen Ausdrucksmöglichkeiten der sogenannten neuen Kommunikation zufriedengeben. Und das, obwohl Friedhelm Hillebrand schon 1985, nach aufwendigen Studien, festgestellt hat, dass mindestens hun-

dertsechzig Zeichen nötig sind, um einen beliebigen Gedanken halbwegs adäquat auszudrücken; es braucht nicht viel, um zu begreifen, dass die Beschränkung auf hundertvierzig Zeichen eine sprachliche und konzeptuelle Regression impliziert, die einem Rückfall in die Steinzeit gleichkommt. Andererseits wissen wir genau, dass das Internet ein großartiges Ventil ist, um jegliche Art von Frustration, Eifersucht und Groll ungestraft abzulassen; die sogenannten sozialen Netzwerke benötigen ständig Nachschub, um aktiv zu bleiben. Der Voyeurismus, das Meinungsgezwätz und der Geist der Lynchjustiz müssen jeden Tag neue Opfer finden, jeden Tag müssen ungeheure Mengen von Giftmüll in Umlauf gebracht werden. Es ist eine Tatsache, dass Millionen von Menschen rein gar nichts dafür tun, um die Probleme in ihrem Leben zu lösen, ihr Wissen zu erweitern und sich selbst (oder gar die Welt) zu verbessern, sondern lieber hemmungslos die niedrigsten Gefühle ausleben. Im beruhigenden Schutz der Anonymität verbringen sie jede freie Minute damit, sich mittels ihrer Desktops, Laptops, Tablets und Smartphones unsägliche Banalitäten und grobe Übersetzungen ihrer Primärtriebe zu senden. Schwer zu sagen, wie viel Zeit für all diese »freien Minuten« von ihrer Berufstätigkeit und ihren realen persönlichen Beziehungen abgeht, aber ich bin überzeugt, dass die verfügbaren Schätzungen beträchtlich unter dem wirklichen Wert liegen. Falls jemand unter meinen Lesern (wohl die meisten von euch) denkt, ich würde übertreiben, täte er gut daran, endlich aufzuwachen: Der Zug, in dem er gemütlich dahindämmert, rast in Windeseile auf den Abgrund des allgemeinen Schwachsinn zu, dem sollte er ins Auge sehen.

Was die Entwicklungen nach meinem Sturz vom Dach betrifft, werde ich gar nicht erst versuchen, den zahllosen böswilligen Unterstellungen zu widersprechen, die mit gehässigem Eifer in Umlauf gebracht worden sind. Ich möchte lediglich anmerken, dass das meine und Maras Privatsache ist. Und ich wäre glücklich (natürlich wage ich nicht, es wirklich zu hoffen), wenn ihr aufhören würdet, eure individuellen und kollektiven Nasen in meine Angelegenheiten zu stecken.

Einen herzlichen Gruß an alle,

Craig Nolan

## Eins

Als Craig Nolan im Januar 2015 am Schreibtisch seines Arbeitszimmers in der Little St Mary's Lane in Cambridge an seine erste Ankunft mit Mara in Canciale zurückdenkt, während die Stereoanlage leise *Jumping At Shadows* von Peter Green spielt und vor den Fenstern am schon beinah dunklen Nachmittag der Regen fällt, schwankt er bei der Erinnerung ständig zwischen Sehnsucht, Fassungslosigkeit und Verärgerung.

Die zu beantwortende Frage ist immer die gleiche: War es unvermeidlich, dass es so weit kommen musste? Hätte er den Lauf der Ereignisse, die zur jetzigen Situation geführt haben, aufhalten oder zumindest in eine weniger katastrophale Richtung lenken können? Ja, bestimmt, und nein, bestimmt nicht, wie bei allem, was geschieht. Genau genommen hätte er dann gar nicht erst in den alten blauen Bus steigen dürfen, der unverdrossen die kurvige Straße in die immer steiler werdenden Berge hinaufächzte, viel weiter von der Küste weg, als er sich vorgestellt hatte. Er hätte auf seine innere Stimme hören können, die ihm riet, eine vorübergehende sinnliche Anziehung nicht mit einer langfristigen emotionalen und praktischen Verbindung zu verwechseln. Es hätte genügt, eine plötzlich unvermeidliche Arbeitsverpflichtung vorzuschützen, einen Notfall an der

Universität, irgendeinen fachlichen Grund, weshalb seine Anwesenheit in der Mongolei oder auf den Salomon-Inseln dringend geboten war. Oder er hätte mit brutaler Offenheit erklären können, dass er sich für eine dauerhafte Beziehung nicht bereit fühle, auch nicht mit einer so interessanten Frau wie ihr; oder darauf pochen, dass seine Tätigkeit und sein unkonventionelles Denken nicht mit einem Lebensstil nach den Standards der sogenannten Reife vereinbar seien. Zumal Mara selbst so stolz war auf ihre Unabhängigkeit, so agil und ruhelos: Alles, was sie zum Zeitpunkt ihrer Begegnung begehrte und praktizierte, war das Gegenteil von Langeweile und Wiederholung. Sie war die freieste, selbständigste Frau, die er je kennengelernt hatte, eine begabte junge Bildhauerin, die gerade mühsam eine lange, schwierige Beziehung zu einem bipolaren Geigenbauer beendet hatte und nicht im Entferntesten daran dachte, von einem Mann Beteuerungen oder Garantien für die Zukunft zu verlangen! Und ihre Beziehung stand ja noch ganz am Anfang, war noch ganz ohne gemeinsame Gewohnheiten, gemeinsame Ausdrucksweisen, Pläne oder andere stabilisierende Elemente. Warum war er bloß in diesen Bus gestiegen, wenn er die möglichen Folgen der kaum einstündigen Fahrt doch schon geahnt hatte? Warum konnte er sich der gegenseitigen Faszination, dem Bröckeln des Widerstands, dem gefährlichen Sich-Aussetzen und dem Leichtsinns, der sicheren Schaden anrichtet, nicht entziehen? Einfach weil ihm schien, im Namen seiner Unabhängigkeit auf die momentane Aufregung zu verzichten sei eine Geste unerträglicher Feigheit, die er hinterher für immer bedauern hätte; es war ihm nicht gelungen, sich uninteressiert, antriebslos und

gefühlsgeliebt zu geben. Letztlich war das ein vorgezeichneter Weg: zu ahnen, wohin er ihn führen würde, hatte ihn nicht daran gehindert, ihm Schritt für Schritt zu folgen.

Als sie endlich in Canciale ankamen, ihre Rucksäcke abstellten und sich umsahen, sprach sein Selbsterhaltungstrieb immer noch eine unmissverständliche Sprache. Außer der Übelkeit wegen des vierzigminütigen Gerüttels und der Enttäuschung, die proportional zur Entfernung zum Meer gewachsen war, packte ihn, wenn auch nur nach und nach, das untrügliche Gefühl, dass er dabei war, einen großen, nicht wiedergutzumachenden Fehler zu begehen. Doch verschwand dieses Unbehagen schlagartig, sobald Mara ihn mit dem gleichen Lächeln ansah wie vier Tage zuvor in Mailand, als sie ihm, während er durch die Stadt spaziert war, weil er auf einen Interviewtermin wartete, auf der Piazza Cordusio zufällig begegnet war. Diese Italienerin mit dem Lockenkopf, den kastanienbraunen Augen und den kräftigen, aber zugleich weichen Formen hatte ihn so beeindruckt, dass er sie (in einem damals noch sehr vagen Italienisch und mit einem Übermut, über den er selbst erstaunt war) gefragt hatte: »*Perdono, dove è la piazza del Duomo?*«, obwohl er genau gewusst hatte, dass der Domplatz keine hundert Meter hinter ihm lag. Daraufhin hatte sie ihn halb amüsiert, halb neugierig gemustert und ihm unerwartet auf Englisch geantwortet: »*Seriously?*« Und danach hatten sich ihre Lippen zu dem strahlendsten Lächeln geöffnet, das er je gesehen hatte, und mit einem Mal war das gesamte achttägige Programm anlässlich des Erscheinens der italienischen Ausgabe von *Das wilde Herz* über den Haufen geworfen. Plaudernd waren sie die Via Orefici entlangegan-

gen, und er hatte sie zu einem Aperitif in der Galleria überredet (sie bestellte einen Americano, er einen Martini). Ihr Gespräch war so anregend, dass er sein Interview im Hotel komplett vergaß und sie zu seinem Vortrag am folgenden Abend einlud. Nach dem Vortrag ließen sie kurzerhand das offizielle Abendessen sausen, suchten sich ein kleines Restaurant, wo sie niemand störte, und waren von da an unzertrennlich. Er sagte alle seine Termine in Florenz, Pisa und Rom ab, und sie verbrachte wesentlich weniger Zeit mit ihren Eltern, als sie sich eigentlich vorgenommen hatte; drei Tage erkundeten sie gemeinsam die Stadt, drei Nächte die Suite des Hotels, die der Verlag für ihn gebucht hatte; am vierten Tag fuhren sie mit dem Taxi zur Stazione Centrale und stiegen in einen Zug nach Ligurien.

Und nach der Busfahrt von der Küste in die Berge stand er also neben diesem wunderbaren südländischen Mädchen mit dem unruhigen Geist und den erstaunlichen künstlerischen Fähigkeiten, die ihn nun wieder auf ihre unwiderstehliche Art anlächelte und fragte, ob ihm die Reise gefallen habe. Er bejahte, ohne zu zögern: glücklich, ein neugieriger und anpassungsfähiger Reisegefährte zu sein, ein experimentierfreudiger Partner, ein international bekannter Akademiker, der sich jedoch nicht zu ernst nahm, ein Forscher, der sich unter den ehemaligen Kannibalen der Korowai ebenso wohl fühlte wie unter den Bewohnern einer italienischen Region, die zu den weniger fremdenfreundlichen zählt. Die Aufmerksamkeit und Bewunderung, die er in jedem Blick und jedem Wort von Mara wahrnahm, bei jedem Schulterstreifen, berauschte ihn wie eine Droge. Dass er bei einer Frau Aufmerksamkeit und Bewunderung weckte, er-

lebte er zwar nicht zum ersten Mal, doch bei ihr begeisterte es ihn, weil sie selbst so viel Aufmerksamkeit und Bewunderung verdiente. Ist das vielleicht der springende Punkt? Ist er tatsächlich dermaßen narzisstisch veranlagt, dass er sich von einer naturgemäß vergänglichen Euphorie blenden ließ und dadurch die möglichen Folgen für seine intellektuelle und materielle Unabhängigkeit völlig ignorierte?

Jedenfalls sind die Bilder und Empfindungen dieser ersten Ankunft in Canciale in seiner Erinnerung sehr viel klarer als die Gedanken, die ihm damals durch den Kopf gingen: Er braucht sie sich nur ins Gedächtnis zu rufen, schon sind sie lebendig und pulsierend wieder da. Die Gedanken dagegen sind trüb, lückenhaft, sie kommen nicht an gegen die Kraft der eindrucksvollen Bilder von Mara, die ihn aufgeregt, ungeduldig und doch vorsichtig die enge Straße hinunterführt. Sie geht erst rasch, dann verlangsamt sie ihren Schritt, dreht den Kopf in alle Richtungen, schnuppert in der Luft, nimmt tausend Einzelheiten wahr. Er folgt ihr, und sie weiß um seinen Blick, der auf ihr ruht, und bewegt sich dennoch völlig natürlich in ihrem leichten geblühten Baumwollkleid, das ihren Körper betont und die energischen, eleganten Beine entblößt, die starken, wohlgeformten Füße in den dünnen, von der Sonne gebleichten Leder-sandalen. Und weiter: Er folgt ihr und fühlt, sein Gesicht ist zu rosa, sein Haar zu hell und zu schütter, seine Kopfhaut zu sichtbar, die Arme zu unbehaart und die Oberschenkel, Knie und Waden zu stämmig in der kurzen Khakihose mit den zu vielen Taschen. Und weiter: Zusammen gehen sie an den pastellfarbenen oder zementgrau verputzten Häusern vorbei, an den holzgezimmerten Hühnerställen mit

den Wellblechdächern, den kleinen Gemüsebeeten in den Gärten, den Autos und den motorisierten Dreiradkarren am Straßenrand, dem Röhricht, den Müllcontainern und den Robiniensträuchern, um schließlich vor einem kleinen, zweistöckigen Gebäude von verblichenem Rot stehen zu bleiben. Und endlich: Erneut stellt Mara den Rucksack ab, deutet mit vor Rührung glänzenden Augen auf die Fassade, und ein leichtes Zittern überläuft ihre schön geschwungenen Lippen.

Doch klangen nicht auch in dieser begeisterten Wahrnehmung von Formen, Strukturen und Temperaturen schon Misstöne an? War er nicht bestürzt, wie wenig die Realität des Ortes mit den Vorstellungen übereinstimmte, die ihre vorigen Erzählungen genährt hatten, elektrisiert vom Wunsch nach mehr, durchzogen vom fieberhaften Informationsaustausch? Wo war der vielbeschworene Zauber von Canciale, diesem irdischen Paradies, überreich an köstlichen Früchten und bewohnt von einfachen, freigebigen Menschen? Wie viel von dem, was er vor Augen hatte, stimmte mit der automatischen Visualisierung überein, die auf den Erinnerungen an andere Mittelmeerorte basierte, ausgeschmückt durch Fotografien, Filmausschnitte, Werbung, Broschüren von Reisebüros und reine Phantasie?

Die Wahrheit (aber welche Wahrheit, die heutige oder die von damals?) ist, dass Canciale ihm unfreundlich, verwahrlost und irgendwie trostlos vorkam; wie die feuchte, weitläufige, ländliche Peripherie eines Dörfchens im Apenninvorland, das sich zwischen Licht und Schatten an die steilen Berghänge klammerte. In nichts glich es dem sonnigen Ort, den er bis zu diesem Moment vor sich gesehen hatte: keine

Spur von leuchtend weißen Häuschen, von tief purpurroten Bougainvilleen, von aufs kobaltblaue Meer hinausschauenden Terrassen. So weit das Auge reichte nur dunkelgrüne Abhänge, dazwischen die helleren Linien von größtenteils verwilderten Olivenhainen, hier und da einige zusammengeschusterte, ungepflegte kleine Gebäude, primitive Gemüsegärten, illegal errichtete Garagen, wildwucherndes Unkraut, Drahtzäune und Laternen mit unverhältnismäßig großen Masten. Das Häuschen, in dem Mara bis zu ihrem späteren Umzug nach Cambridge wohnte und für das sie auch danach hartnäckig weiter Jahr für Jahr die Miete bezahlte, war eher armselig als faszinierend. Es lag direkt an der Straße (auch wenn sie schmal und kaum befahren war), mit wenigen Quadratmetern ungepflegtem und auf einer Seite von der Sonne versengtem Rasen, ohne dass ein selbst symbolischer Zaun den öffentlichen vom privaten Raum trennte. Und dann die schrundige Eingangstür, von der die Farbe abblätterte, die fahlgrünen Fensterläden, die verrosteten, löchrigen Regenrinnen und Fallrohre. Ganz zu schweigen von dem Riss in der Fassade oder dem jämmerlichen Zustand der Trockensteinmüerchen, die die schmalen Oliventerrassen hinter dem Haus stützten und überwuchert waren von einem undurchdringlichen Dschungel aus Brombeergestrüpp und Kletterpflanzen.

Doch in Craig Nolans heutiger Erinnerung, die sich aus lückenhaften Gedanken und sehr lebendigen Bildern und Empfindungen zusammensetzt, betrachtet Mara ihr ligurisches Häuschen, als wäre es ein Kunstwerk von unschätzbarem Wert oder eine ihr unendlich teure Person. Ohne sich noch einmal zu ihm umzuwenden, zieht sie einen Schlüssel

an einem roten Bändchen heraus und dreht ihn mit Mühe im Schloss; mehrmals rüttelt sie an der Klinke und stemmt sich mit der Schulter gegen die Tür, bis sie endlich aufspringt. Ein so ungestümer Einsatz ihrer Körperkraft muss unweigerlich seine Besorgnis geweckt haben, in Kombination mit der Bewunderung, die man beim Anblick bedeutender Gesten empfindet; doch auch diese Daten fehlen ihm jetzt.

In allen Einzelheiten sehr präsent ist ihm dagegen der Moment, in dem er ihr ins Haus folgt wie in einen Traum, der nicht seiner ist und in dem er, wie er weiß, nichts entscheiden kann. Das Wohnzimmer mit der Kochnische ist so ärmlich wie bezaubernd, man spürt die Feuchtigkeit und den Charme später Hippiejahre. Es riecht nach Staub, Patchuli, Fichtenholz, Schimmel. Mit dem gleichen, beinahe gewaltsamen Schwung, mit dem sie zuvor die Tür geöffnet hat, stößt Mara die Fenster auf, und Licht durchflutet den kleinen Raum. Nun erkennt man zwei etwa sechzig Zentimeter hohe Skulpturen, eine Katze aus Stein, die sich die Pfote leckt, und eine in aufmerksamer Haltung aus Holz. Außerdem einige schiefe, wer weiß wo aufgegebeltete alte Stühle, einen nachlässig weiß gestrichenen alten Schrank, bunte nepalesische Stoffe an den Wänden, niedrige Regale voller Bücher mit vom vielen Lesen abgegriffenen Rücken. Auf einem Bord steht eine Schwarzweißfotografie von Mara im Badeanzug, mit einem wilden, sinnlichen Ausdruck. Dann ein Wecker und gleich daneben ein kleineres Farbfoto, das sie mit Strohhut auf einem Mäuerchen sitzend zeigt. Auch hier beunruhigen die selbstbewusste Haltung, der stolze Blick, das erahnbare Einverständnis mit dem Ur-

heber des Schnappschusses. Es gibt noch ein zweites Farbfoto, von einem Mann in einer Lautenbauwerkstatt, mit einer unfertigen Gitarre in der Hand; seine Haltung ist entsetzlich borniert, stumpfer Blick, die Lippen angespannt durch die programmierte Verweigerung eines Lächelns.

Obwohl die damaligen Gedanken kaum lesbar sind, gibt es keinen Zweifel: Genau an diesem Punkt, als ihm die greifbaren Belege für Maras vorheriges Leben ins Auge sprangen, verspürte Craig Nolan das verzweifelte Bedürfnis, sich das noch verfügbare Territorium anzueignen, es um jeden Preis zu besitzen und zu markieren. Ihm war plötzlich so schwindelig, dass er sich an den Türrahmen lehnen musste; der Schock hatte alle seine Reflexe verlangsamt, wie ein Pistolenschuss, der zwischen den Wänden nachhallt.

»Alles gut?« In Maras Augen blitzte Unsicherheit auf, bezaubernd, glühend.

»Bestens.« Craig Nolan zwang sich zu einem verzerrten Lächeln.

»Gefällt es dir?« Sie senkte den Blick, während sie mit dem Fuß einige am Boden herumliegende CDs wegschob. Mit wem hatte sie die gehört? Und wann?

»O ja, sehr.« Atemlos machte Craig Nolan ein paar fahrigere Bewegungen, als schwimme er in einem reißenden Wasserlauf gegen den Strom.

Danach gab es kein Halten mehr, sie waren übereinander hergefallen, hatten sich wie wild umarmt, geküsst, die Kleider vom Leib gerissen und auf dem alten, klapprigen Sofa geliebt, das zweifellos schon wer weiß wie viele bedeutsame Momente in Mara Abbiatis Leben vor Craig Nolan miterlebt hatte. Die Erinnerung an ihren ersten Sex im

Haus von Canciale ist noch lebendiger als die an ihre Ankunft und noch stärker von widersprüchlichen Gefühlen gekennzeichnet. Sein Eindruck, alles unter Kontrolle zu haben, wie in den Nächten im Mailänder Hotel, hatte sich sofort verflüchtigt, ebenso wie der Vorteil des Älterseins, der größeren Erfahrung und Bildung – er war Mara ganz und gar ausgeliefert: Der Gegensatz zwischen ihrer Impulsivität, ihrer Körperwärme, ihrer Art zu atmen und seinem Gefühl von unwiederbringlichem Verlust war so riesengroß, dass er wie eine nasse Decke auf ihm lastete. Und doch hatte er mit verzweifelttem Eifer zu der wachsenden Spannung beigetragen, zu dem überhitzten Hin und Her, zu dem Keuchen und Sich-Worte-ins-Ohr-Hauchen, zu dem jugendlich wilden Spiel, das von den unergründlichen Tiefen ihrer animalischen Natur beherrscht wurde. Heute ist ihm klar, dass er wohl tausendmal besser daran getan hätte, ein winziges bisschen auf Distanz zu gehen und wenigstens einen kleinen Teil seines Humors zu aktivieren; spät, gewiss, doch vielleicht hätte es noch eine Möglichkeit gegeben, das Abdriften aufzuhalten und ein Minimum an Selbstbeherrschung zurückzugewinnen. Aber er tat es nicht, von daher sind diese nachträglichen Überlegungen absolut müßig: vergeudete Energie.

Am nächsten Tag wachten sie vom Lärm eines dreirädrigen Motorkarrens auf, der brummte wie ein fettes Insekt. Kurz darauf krächte ein Hahn, und dann iahte sogar noch ein Esel. Craig Nolan ging ins Bad und zog sich etwas über. Als er wieder herunterkam, stand die Tür weit offen, und Mara hockte, nackt unter ihrer fast durchsichtigen indischen Leinentunika, draußen auf der Straße und verteilte

Trockenfutter an einige wie aus dem Nichts aufgetauchte halbwilde Katzen. Ein paar Sekunden schaute er zu und erklärte ihr dann, er sei allergisch gegen Katzen (tatsächlich spürte er schon, wie es ihn im Hals kratzte und seine Augen brannten). Sie nahm ihn nicht ernst, lächelte ihm zu und verteilte weiter Futter und Streicheleinheiten.